

Nr. 122 Bydgoszcz, 31. Mai Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

Urheberschutz für (Copyright by)
Albert Langen / Georg Müller / München 1936.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

13.

Sie brauchen nicht lang zu warten, bis sie um einen armen Teufel wissen, der einer großen Hilf bedürftig ist um Gottes Lohn. Drunten im Dorf Brünndl ist dem Holzknecht Anderle das siebente Kind beim Rauchfang herabgefallen, und er hat nicht einmal soviel, daß er drei von den sieben sattmachen könnt, und halbnackend haben alle sechs im Sommer wie im Winter bleiben müssen, wird man also auch für das siebente nicht gar viel Leinen in dem windschiefen Schneckenhaus haben, daß man das neue Kind, das einem wieder ist vom Himmel zugeschickt worden, darin ordentlich einwickeln könnt.

Wer da nun glaubt, daß die armen Holzknechtleute das Siebente etwa mit leisem Verdruß empfangen haben, der kennt das fromme Herz solcher braven Menschen nicht, die in allem und jedem dem lieben Herrgott vertrauen, die kein Gut haben außer dem ihrer Kinder und Sorgen und Mühen. Und der Herrgott wird schon wissen, warum er ihnen noch ein Siebentes schickt, und wo Sechs ihr Leben haben, ist es auch nur karg, so meinen sie, wird man auch vor das Siebente ein halbvolles Schüsselein hinstellen können.

Gott läßt den Wald wachsen, daß ihn der Anderle umschlagen kann, er wird es den Bäumen jetzt nicht heißen, daß sie von nun ab nicht mehr zunehmen dürfen an Holz.

So ein siebentes Kind redet sich in der Gegend schon herum, muß doch der Vater jemand suchen, der sein Kind am Sonntag nach der Messe über das Taufbecken halten wird, und er kommt nicht gleich aus dem ersten Haus mit leichterem Herzen heraus, die Bauern versagen sich gerne so einem Knecht, der nichts tun kann als bitten, den man nicht wohlgeneigt zu halten braucht, dem man nicht um den Bart gehen muß. Und da er mit der Bettelei einige Tage vertun muß, nur weil niemand als Götel in der Kirche zugegen sein will, wenn dem Täufling das heilige Wasser über das Köpflein tröpfelt, das schon über und über voll ist von gekrauſtem, kohlschwarzem Haar, so erzählt man sich auch, wie oft der Anderle umsonst an die Türen geklopft hat, und wie sich seiner zuletzt ein buckliger Faßbinder in Weingarten erbarmt hat. Wie das Gesäm von Männertreu verweht der Wind so ein Gered auch hoch in das Gebirg hinauf, manchmal ist einer der Brüder unterwegs, und er bringt an das Ohr des Hauptmanns, was die Leute im Land einander zutragen.

Täte da einer sein Kind in einer goldenen Wiegen liegen haben und es in einer gläsernen Kutsche zur Kirche fahren, den Nikolaus Tschinderle rührte so etwas nicht an, aber da vernimmt er einmal wieder von seinesgleichen, von der Not eines Mannes, der nach dem Glauben des Nikolaus in dem Büchel des Herrgotts nicht vermerkt ist, so müssen zu ihm seine Leute auf der Erden stehen.

„Bei der Tauf müssen wir sein“, sagt er den Brüdern, und wie sie wieder ein neues, noch nicht gewesenes Stücklein wittern, stimmen sie gleich fröhlich zu, und in der Sonntagsfrühe sind sie wahrhaftig alle auf dem Weg, freilich nicht etwan voller Andacht, es gelüstet sie ja auch nicht nach einem Besuch beim Heiland, sie möchten nur einem Holzknecht beistehen, und weil sie sich vorsehen müssen, sind sie gewaffnet mit ihren Pistolen und einem trotzigen Mut.

Sie kommen gerade zurecht, wie die kleinste Kirchenglocke in Brünndl ein paarmal ihr hochnäsiges Gebimmel herabstottert, ja, wenn es für einen Bauernsproß wär, dem Rosmarin und Nagelstock schon in die Wiege hineinduften, dann möchten sich alle Glocken nicht erst bitten lassen, von selber täten sie anheben zu läuten, dem armen Täufling aber meckert das Zügenglöckel auch genug.

Alle Meßgänger sind fort, es lohnt sich nicht zu sehen, wie ein magerer Holzknechtwurm seinen heiligen Namen kriegt. Kann der Wind durch den kleinen Heiden blasen, wird ihm wegen der Handvoll Taufwasser der kleine Christ nicht viel mehr wehren können. Verblieben sind in der Kirche bloß ein vertrocknetes Weiblein, das alleweil lieber in der großen, luftigen Kirche wohnt als in seiner winzigen Einlegerstuben, und der bucklige Faßbinder, der auf sein Taufkind wartet und auf den Herrn Pfarrer.

Ehe der aber aus der Sakristei eintritt, hallt die Kirche von vielen Tritten, der Steinboden klingt unter Nagelschuhen, ein merkwürdiges Geräusper und Gekrächz füllt das Gotteshaus an bis hinauf zum hohen Gewölb. Der Faßbinder sieht, es sind fremde Männer gekommen, sie gehaben sich nicht wie fromme Kirchgänger, nur einer von ihnen schlägt ein Kreuz, keiner beugt ein Knie. Es ist ihm verborgen, daß ihr Getue nur deswegen nicht leiser ist, weil sie verlegen sind unter den goldenen Heiligen, die wie strenge Richter auf sie niederschauen.

Sie sind da an einem Ort, wo auch ein geladenes Pistol seine Macht verliert, und wo auch ein Räuberhauptmann weniger ist als einer der Schächer am Kreuz. Dem Teufel kann es am Weichbrunn nicht ärger zumute sein als ihnen unter den vielen heiligen Augen; jedes Paar schickt ihnen eine Strafe zu, und es gibt hier keine Flucht; weicht man dem einen aus, kommt man todsicher dem andern in die Auer. So büßen sie bald einige Brocken von ihrer großen Sünde ab.

Gleich aber sind sie wieder munterer und irdischer gestimmt, wie der Kindsvater kommt. Es verwundert ihn die Gegenwart der fremden Männer wohl, aber so einem armen Holzhauer ist jeder Besuch recht, keiner kann ihm etwas forttragen, weil es bei ihm nichts zu nehmen gibt; ja, Armut macht Frieden. Er schaut die Männer der Reihe nach an, keiner schlägt die Augen nieder, so sind es also gute Leute.

Da hebt der Längste von ihnen einen Zipfel des gelben Tuches, mit dem der Täufling bedeckt ist und lugt in den Schatten, der ist wie ein dunkles Gold, und darin sieht er ein rosiges Gesichtlein, große, blaue Augen sind offen, und es ist keine Angst in ihnen. Da beugt sich auch ein anderer über das Kind und berührt mit einem Finger behutsam das Näslein, tupft leise einige Male darauf, und ein Dritter, eine schmale, dunkle Wolke sind seine Brauen, krault es im schwarzen, gekrausten Haar, und alles läßt das Kind mit sich geschehen. Da steht noch eine kleine Fettkugel auf den Zehen, die hätte auch eine sehnsüchtige Hand bereit, aber zu hoch oben ist für ihn das kleine, jetzt noch heidnische Glück; der mit dem geringelten Gelock ist besser daran, der nimmt das gelbe und rote Bündel dem Vater vom Arm und hebt es nahe an sein Gesicht; und jetzt lacht ihn das Holzknechtkind an.

Statt zweier Männer, Vater und Göt, trifft der Pfarrer ihrer acht am Taufstein.

Was sie zu der heiligen Handlung führt, fragt das gesalbte Männlein; Elias überragt es um drei Köpfe.

„Das Kind wird sieben Götel haben", verkündet Nikolaus Tschinderle; unter dem Gewölb ist seine Stimme leibiger geworden. „Den Faßbinder und uns sechs."

Jetzt glänzt es dem Holzknecht in den Augen.

Das Pfarrerlein nickt, es ist zufrieden mit dem Himmel, der solches fügt. So hat er ein Beispiel für die Gemeinde und kann ihr wieder einmal predigen: Die Letzten werden die Ersten sein! Und wenn einer von den Zweifelsüchtigen mault, wird er mit den sieben Göteln seinen Zweifel erschlagen.

„Eure Namen möcht ich vorerst wissen", wünscht er.

„Ich bin Nikolaus Tschinderle, der da ist Krummhändl . . ."

Weiter kommt er nicht, der Pfarrer ist ein paar Schritte von dem Taufstein weg mehr gesprungen als gegangen, und in seinem Gesicht brennt eine jache Röten.

„Du bist der Räuber Nikolaus Tschinderle?" schreit er, daß sich alle Heiligen erschrecken.

„Der bin ich, ja."

„Und die da . . ."

„Sind meine Leut . . . Und jetzt fang an zu taufen, Pfarrer."

Ist der gesalbte Mann auch so schwächtig geraten, daß ihn ein wilder Wind umwerfen könnt, er verzagt hier vor den Räubern nicht sogleich; als wäre er ein Riese und führte die himmlischen Heerscharen an, die da überall in der Kirche vor Gold und Silber glänzen, so stellt er sich hin und weist die Sechs hinaus aus dem heiligen Haus:

„Hebet euch hinweg von hier, ihr Galgenvögel!" flammt er und ist wie ein kleiner, kirchlich angetaner Erzengel.

Was Nikolaus Tschinderle jetzt tut, ach, das kostet allen seinen Mut, und er tut es nur unter Schmerzen, aber die Leute sollen nur reden von ihm, wie furchtbar er geworden ist, daß er auch nicht den Pfarrer in der Kirche verschont, wenn er sich wider den Räuberhauptmann auflehnt. Er legt sein Pistol hin auf den Rand des Taufsteins, und die Brüder folgen ihm nach, da ist das Becken rundherum auf einmal eingesäumt von eisernen Dingen, die keine Werkzeuge sind für eine Taufe. Sie sind wahrlich kein Anblick für so ein heiligmäßiges Pfarrerlein, und auch ein Stärkerer würde in der Furcht den seltsamen Paten wohl nachgeben, die auf eine unheimliche, stumme Art das Sakrament fordern. Es ist ihm nicht um sein kleines, vergängliches Leben, aber wie leicht könnte das Kind als ein Heide verscheiden, wenn er es zu taufen versäumt, und über ihn käme die unschuldige Seele.

So kümmert er sich denn nicht mehr um Räuber und Pistolen, nicht mehr um eigenen Abscheu und frommen Zorn, er betet die notwendigen Sprüche, hebt mit der hohlen Hand das Taufwasser aus dem Becken, der kleine Heide verzieht noch sein Mündlein, als wollte er zu weinen anfangen, dem kleinen Christen aber wird es nachher zu einem holden Lächeln, das allen zu gelten scheint und wie ein Strahl ist von einer anderen Welt. Das geweihte Männlein sieht nicht, wie die Pistolen plötzlich von dem Taufstein verschwunden sind, wie vier von den Sechsen hinknieten und den anderen zweien auch die Köpfe schwer geworden sein müssen, sonst sänken sie nicht so tief.

Das Pfarrerlein rauscht in seinem steifen Chorhemd hinaus, zu groß ist sein heiliger Ingrimm. Da kann nur Gott verzeihen, sein Diener darf es nicht.

So haben die Brüder nun gemeinsam ihren Täufling, und wieder betrachten und betasten sie ihn, schneiden lustige Gesichter zu ihm nieder oder wischen ein Wassertröpflein aus seinem Kraushaar. Es lächelt zu ihnen herauf, obgleich sie Räuber sind, es weiß noch keinen Unterschied zwischen Gnade und Sünde, sein Anblick macht sie seltsam weich, daß sie keinen Ton zu reden vermögen.

Und der Holzknecht, der es wohl ahnen mag, daß sie nicht völlig verworfen sind, der ein Aug hat für andere arme Seelen, vergönnt ihnen die kurze Freude an einem fremden Kind, er verweilt nach der Taufe noch, weil sie verweilen, nur langsam geht er mitten unter ihnen aus der Kirche. Draußen in dem Sonnenlicht dann, das sie alle mächtig überfällt, möchte der Faßbinder um das Kircheneck davonschleichen; da aber sagt Nikolaus Tschinderle wie zum Trost:

„Bleib nur, Angelus, es hat ja deinen Namen."

„Weißt du, daß Angelus Engel heißt?" belehrt Achilles den Hauptmann.

„Es ist ein Engel, ja. Wir sind Teufel."

Die Räuber sehen aus wie andere Menschen, findet der Holzknecht. Er hat es wohl bemerkt, wie früher einer nach dem andern das Pistol verschämt hat ungesteckt, und wie bald die harte Rinden von ihnen ist abgeschmolzen.

„Von dem Faßbinder hat es den Nam", meint Nikolaus Tschinderle noch, „von uns hat es die Gab."

Und er legt etwas Grünes hin auf das gelbe Tuch. Noch ehe aber der Vater eine Hand frei hat, daß er es ungläubig wiegen kann auf ihr, sind die Sechs von dem Kirchenplatz verschwunden, wie in die Erd versunken. Die dicke, grüne Geldkatz ist allein verblieben von ihnen und ein Glanz auf seinem Gesicht.

„Soll ich es nicht opfern, das Geld?" fragt der Holzknecht.

„Ich glaub, damit weist du es zurück", grübelt der Faßbinder.

„Ist ja Geld aus der Höll."

„Ich mein, es kommt vom Herrgott. Hat er keine gutherzigen Bauern, muß er dir halt Räuber schicken."

Merkwürdig, wie man auch den Hals nach ihnen ausreckt, man wird ihrer nicht mehr ansichtig. Die müssen rein zaubern können, vielleicht sind sie diese schwarzen Krahvögel da oben, die grad auf das Gebirg zufliegen.

„Jetzt weißt du, wo das Geld ist", sagt der Hauptmann unterwegs zum Seppele.

„Soll ihm Glück bringen."

„Einen Taler hab ich zurückbehalten", bekennt Nikolaus Tschinderle und nimmt ihn aus dem Sack. „Ist eine Muttergottes darauf und soll uns alle beschützen."

Das kropfete Seppele ist einverstanden damit.

Nikolaus besieht das flache, abgeschabte Bildnis der heiligen Jungfrau, er wird sich nicht mehr trennen davon. Einen Muttergottestaler kann auch ein Räuberhauptmann brauchen.

14.

Jetzt wäre die Zeit wieder einmal um, nach der man sein Leben abermals auf eine andere Seite wenden müßt, wenn es nicht ansengen soll. Es brennt dem Achilles auf allen Nägeln, daß er irgendwo in der Welt jetzt etwas versäumt, es brennt ihm einzeln auf jedem Fingernagel, länger als die Zeit, die er nun im Gebirg verweilt, hat er sich nirgends angehängt gehabt.

Sind gute Brüder die Fünf, denen man es nicht gern antun möchte, daß sie um einen trauern, aber warum ist man so geraten, es ist nicht eigene Schuld, daß man eines Dinges, eines Ortes bald satt ist geworden. Man ist wie ein Baum, er hat seine starre Zeit, da regt sich wintersüber nichts in ihm, auf einmal schießt der Saft hinter der Rinden hoch, und verbiete es ihm dann, daß er Laub austreibt und Blüte.

Achilles spürt es wohl, und es wird ihm zunächst angst und bang dabei, wie das Frühjahr auch über ihn ist ge-

kommen, und er wälzt im Kopf schon die schweren Wörter, die er den Brüdern bald auf die Brust wird rücken müssen. Noch ist es ihm nicht gewiß, wird er ihnen zu nächtlicher Stund entlaufen, oder wird er sie anbetteln um ihren Segen und mit Handschlag scheiden. Werden sie nicht lachen und fluchen, ihn verwünschen und richten? Aber es muß sein, das Gebirg ist ihm zu eng geworden, wie durch ein Gitter schaut er hinein in die freie Welt.

In den Tagen, da er für sich allein herumrennt auf den Almböden, hinauf zum Berge Michaelhut und wieder hinab in die blaue, grüne Schlucht, so wie ein anderer wild an seinen Ketten reißt und meint, es müsset schon irgend ein lockeres, schwaches Glied abspringen dabei, trifft er einmal im nassen Schluchtsand frische Fährten an und erkennt sie sogleich: Oh, das ist der Bär.

Da ist es dem Achilles auf einmal auch unter den Buchen weit genug, und hängen doch die dicken Äste tief herab, und ist auch am Tag ein ewiger Dämmer hier über Moos, Fels und Wasser. Plötzlich ist sein Herz nicht mehr ein Stein, es ist ein Vogel und singt immerfort: Der Bär! Der Bär! Seine Unruhe ist damit vertröstet, eine Bärenjagd ist in seinem Leben noch nicht gewesen, muß sie also jetzt sein.

Und er kehrt zu den Brüdern mit großem Gebraus zurück und malt ihnen den Bären, wie er ihm nach der Spur zu sein scheint: riesig und zottig; ein Held, wer ihm nicht ausweicht, ein Narr, wer ihn sucht.

„Willst ihn vielleicht mit der Pistolkugel kitzeln?" widerrät Krummhändl.

„Ich geh ihn mit dem Messer an", sagt Achilles, als wäre es die leichteste Art, den Bären zu jagen.

Da rückt der Graf näher zu ihm; sie sind auch sonst ein Gespann, das gern miteinander trabt; finden sich überall bald; die von gleich heißem und schnellem Blut.

„Mit dem Messer?" zweifelt er, aber eine verwegene Lust glaubt es schon halb.

„Auf den Holzbock", ja", geifert das Seppele.

„Leihst mir dein Messer, Nikolaus", bittet Achilles.

Schon sind in der Früh ein paar Sterne verloschen, da geht er mit dem breiten Brotmesser dahin. Er hört nicht, wie ihn die Brüder höhnen und mahnen, er spürt kaum die Hand des Grafen, die ihn noch anrührt, es ist, als hätt er sich einen Rausch angetrunken. Er ist taub und blind für alles andere, nur den Bärentritt meint er auf dem trockenen Waldboden und im Wildbach zu hören. So blind und taub ist nur der Urhahn mitten in der Balz.

Es ist alles wie bestellt: der Bär ist wirklich in der Schlucht. Das Frühjahr, das sie beide zueinander verlockt hat, daß sie sich messen als Mensch und Tier, es rauscht durch die Schlucht herauf, es braust im Bach herab und wühlt im Laub. Hinter jedem grauen Buchenstamm, drei Männer könnten einen Baum kaum umspannen, hat sich jemand versteckt, ein Menschenaug kann die Neugierigen freilich nicht sehen, die hier versammelt sind, der Wassermann vom Blauen Tumpf, die Jungfrau vom Wasserfall, das Waldmännlein und der Elfenkönig, der Tod, die Tödin, die Quellenfrau, und Achilles ahnt nicht, wie auch das Almmännchen hinter ihm ist hergetrippelt. Auf dem ältesten Buchenbaum sitzt der Oberste Uhu, seine Federn sind schon schimmelig weiß, und aus einem Spalt unten nahe der Erde schaut die Kröndlnatter.

Der Mensch geht auf den Bären los; der grollt ihn an, daß die Schlucht widerhallt von seinem zornigen Gebrumm. Und es schreit Achilles zurück, daß der Bär nicht meint, der Mensch hätte nichts zu rufen. Laut und gewaltig ist der Frühling am Wildbach.

Etwas Schwarzes schlägt durch die Luft, das ist die Tatze; etwas Helles zuckt durch die Luft, das ist das Messer.

Alle die Geister sehen, wie Mensch und Bär in den Bach hinsinken. Sie sind zusammen ein großer, dunkler Leib, dann aber erhebt sich aus dem Wildwasser der Mensch wieder, und er schickt einen Schrei hinauf in das Laub, hin zu Moos und Stein, wie ihn die Heimlichen niemals vernommen haben. Sie verwandeln sich aus Angst in Forelle und Bachschaum, in Waldschneck und Schmetterling.

Und aus dem Bärenherzen rinnt das Blut wie ein rotes Bächlein in den hellen grünen Bach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reiherkolonie.

Skizze von Otto Boris.

Erich Selke war ein wunderliches Gemisch von Maler, Dichter und Jäger. Diese Charakterzüge hatten sich gruppiert. Der Maler rang mit dem Jäger, der nicht das Erschauen, sondern das Beherrschen auf die Fahne geschrieben hatte.

Der Dichter war das jüngste Kind unter den dreien. Er wagte nur in Stunden aufzutreten, da Erich Selke sich in Träumen verlor. Dann überfiel er ihn meuchlings und ließ nicht eher locker, bis sein Opfer vor Herzschmerzen stöhnte. Doch wurden beide nicht mit dem Jäger fertig.

Während seine Kollegen in städtischen Gewändern ehrbar einherzogen, über Pädagogik und Methode stritten und den Bauern die Überlegenheit der Bildung auf Schritt und Tritt zu demonstrieren suchten, trug Erich Selke grüne Loden und Spessartmütze, trank mit anderen Weidmännern Zielwasser und wetterte den Kreuzjungen auf den Tisch, wie der älteste Hegemeister, so oft er nicht in einem weltverlassenen Winkel mit seinem Malzeug hockte oder sich mit irgend einem seiner Liebdingsdichter im Walde verkrochen hatte.

Es gab in der Umgegend kaum eine Jagd, zu der er nicht eingeladen wurde; denn auf Eschenbruch, dem großen Gute, hatte er selber das Jagdrecht von dem alternden Besitzer übertragen erhalten und gehörte somit mehr zu der grünen als zur schwarzen Farbe. In seinem Revier war der Wildbestand auf der Höhe. Ein uriger Wald, der sich mit seinen Ausläufern auf einer Halbinsel in den großen Goldapgarsee vorschob, gewährte jeglichem Getier Unterschlupf. Selkes Stolz aber war die Reiherkolonie.

In den hohen Tannen, die der Besitzer aus Pietät nicht schlagen ließ, steckten auf den krausen Wipfeln etwa siebenundvierzig Horste. Auf dem Moosboden darunter lagen überall die blaßgrünen Eierschalen verstreut. Unfälle, der Wind und auch die Alten hatten manch einen Jungvogel aus dem Horst hinausbefördert. Am Boden aber füttert ein Reiher sein Junges nicht. So lagen denn Knochen der Nestlinge und auch in Auflösung begriffene Körper in Massen herum. Zwei dieser gestürzten „Grauen" hatte Meinhard aus Erbarmen bei sich aufgenommen und zog sie groß. Sie folgten ihm im Freien bei seinen Spaziergängen im Garten auf Schritt und Tritt. Auf diese Weise kam er den Reihern seelisch näher. Manch einen dieser Gefallenen holte sich der Fuchs.

Am Spätnachmittag bei der Heimkehr der Alten konnte Selke stundenlang in einem Versteck hocken und dem Krächzen der Jungvögel lauschen, das zu einem mächtigen Getöse anschwoll.

Diese Gelegenheit benutzte der Dichter, um ihn meuchlings zu überfallen. Er zerrte ihn an den grünen Schößen in die Zeit zurück, da der Wisent im Dickicht döste, der Elch im Moore suhlte, ungezählte Schwarzkittel den Boden unter den tausendjährigen Eichen brachen, und das falbfarbene Wildpferd mit dem schwarzen Rückenstreifen auf den Wiesen stampfte. Er selber aber als Ahne des eigenen Geschlechts, in Felle und rauhe Leinwand gehüllt, mit Bogen, Pfeil und Speer beutelüstern seine Augen umherschweifen ließ.

Wenn dann der Adlerschrei ertönte, schrak Selke zusammen, ging zu der hohen Eiche auf der Halbinselspitze, in deren Wipfel der Seeadler horstete und schaute lange in die verglutende Sonne, die Wasser und Himmel in unaussprechliche Farben tauchte, von denen es auf der armseligen Palette nicht eine gab.

Erich Selke begann sein Revier zu lieben. Er kannte den Grünspecht, die Nester der Mandelkrähe, jedes Reh der drei verschiedenen Sprünge (Gruppen), wußte, wo der Dachs wohnte und die beiden Fuchsfamilien ihre Baue hatten. Es war schön, sich als Herr über das vielfältige Volk zu fühlen, die Todesurteile über Taugenichtse und Überfällige wie ein König auszusprechen und auch zu vollstrecken. Das Schönste aber blieb ihm die Reiherkolonie in ihrer überwältigenden Fülle und Urhaftigkeit.

In dieses Idyll platzte wie eine Bombe die Nachricht hinein, der Bestand an Reihern sei auf höheren Befehl zu verringern. Vergebens führte Selke ins Feld, daß der

Graureiher im Westen Deutschlands nur vereinzelt vorkomme und nur noch an der Weser in Kolonien lebe, Eschenbruch aber nächst den Kolonien am Beldahnsee die meisten Horste besitze.

Es half ihm nichts. Die Reiher schädigten allzusehr die Fischerei, hieß es, und da bekanntlich der Mensch mehr auf Nutzen als auf Schönheit eingestellt ist, so sollte die Zahl der Fischräuber eben verkleinert werden. Der Landrat selber, der Amtsrichter, der Kreisarzt, der Amtsgutspächter, Herr von Ulpich und sechs Gutsbesitzer der Nachbarschaft hatten sich zur Jagd angesagt.

„Warum kein Förster?" fragte Erich Selke. Darauf zuckte der Herr v. Eschenbruch nur die Achseln.

Der Schlächtertag, wie Erich ihn nannte, kam. Erich selber mußte die Schützen anstellen, wenn er sein Revier nicht verlieren und sich bei den Nachbarn unbeliebt machen wollte. Als die prachtvollen Jagdwagen auf den Gutshof fuhren, krampften sich in Selkes Brust Dichter und Maler so zusammen, daß er meinte, sein besseres Selbst schicke sich zur Höllenfahrt an. Zerstreut lächelte er den Landrat an, der ihm wohlwollend auf die Schulter klopfte und väterlich sagte: „Nur nicht so erregt, junger Freund!"

Die Reiherkolonie wurde gegen Mittag umstellt; denn um diese Zeit kamen die bereits flügge gewordenen Jungvögel müde vom Fischen heim. Sie suchten vertrauensselig noch immer die elterlichen Horste auf, weil sie sich darin sicher wähnten.

Kaum hatten sich die Baumwipfel belebt, so ballerte der erste Schießteufel los. Ein Riesenschwarm unerfahrener Geschöpfe kreiste über den Tannen. In sie hinein krachte ein wahres Schnellfeuer. Die Brille des Herrn Amtsrichters war verrutscht. Er merkte nicht, daß er auf die Art egalweg vorbeifunkte.

Dicht neben Erich auf der Halbinsel stand der Landrat. Er schoß, daß die Läufe seiner Knarre glühten. „Warum schießen Sie nicht?" schrie der Selke zu. — „Möchte es den Herren überlassen", antwortete Erich blaß lächelnd.

Ein alter Reiher stieg steil vor ihnen auf. „Bautz! Bautz!" — der Landrat hatte getroffen. Der Vogel wirbelte in die Luft herum, stürzte in den See und richtete sich im Seichtwasser auf die Ständer. Ein Flügel hing schlaff herunter. „Eine Mutter, die sich nicht von ihren Jungen hat trennen können, weil sie noch nicht flügge sind", stellte Selke fest.

„Apport, Tell!" schrie der Landrat.

Tell hastete planschend auf den Reiher zu. Der sträubte die Brustfedern. Sein hartes, gelbes Auge funkelte zornig. Ein Stich in Tells Nase. Er prallte zurück. Ein zweiter Angriff. Jetzt hatte der Reiher sich gefaßt. Sein scharfer Spieß drang dem Hund ins Auge. Jaulend überschlug sich Tell. Der Landrat lief, kräftig fluchend, hinzu.

Erich Selke zog die Büchse ein. Eine mitleidige Kugel erlöste den Reiher vom langsamen Sterben.

Im Walde sah es grauenvoll aus. Dumpf schlugen die Körper auf den Nadelboden und auf das Moos auf. Nicht alle Vögel waren sogleich tot.

Hunde hinein. Der Wald hallte wider vom Gebell und Geschrei. Dort und da fiel noch ein Schuß, der bezeugte, daß ein letzter Lebensfunke ausgelöscht wurde.

Zweiundfünfzig Jungreiher waren zur Strecke gekommen. Die Schützen strahlten. Eine unerhörte Leistung. Sie konnten wirklich gut schießen.

Beim Jagdessen fehlte Erich Selke. Er hatte seinen Reiher im Arm, lag unter der Eiche des Adlers, streichelte das silbergraue Gefieder, koste den Kopf und Beine. Tränen liefen ihm wie Perlen über seine Wangen. Der Maler und der Dicher hatten die Oberhand. Sie beerdigten in Erichs Herzen den „Schießer".

Die Reiher zogen nach der Königlichen Forst (damals) auf das jenseitige Seeufer um. Beschwerden über Fischschäden mehrten sich bald. Wenn Erich Selke in der Folgezeit seinen Reihern lauschen wollte, setzte er sich ins Boot und ruderte über den See.

Heute steht die Kolonie unter Naturschutz.

„Blutsbrüder"

mit deutscher Musik.

Der Komponist des „Schwarzen Peter" im Dienst des ersten nationalspanischen Großfilms.

Der Tonfilm verfügt heute schon über eine ganze Reihe von Komponisten, welche die Entwicklung der neuen Kunst von ihren Anfängen an begleitet haben. Sie mußten eine schwere Aufgabe meistern. Es galt in ganz neuen Begriffen zu denken, nach Metern zu komponieren, nach Sekunden den musikalischen Einfall zu bemessen — kurz, die musikalische Gestaltungskraft Einflüssen auszusetzen, die niemals vorher in Erscheinung getreten waren. Das war oft eine harte Probe auf die Präzision des Einfalls, wenn sich der Film nicht um geschlossen komponierte Musiknummern rankte, sondern eine innige Verbindung zwischen Bild, dramatischem Verlauf und musikalischem Gehalt herbeizuführen war.

Die alten Tonfilmkomponisten haben sich — oft unter Seufzern — mit dem Tempo und der neuen Arbeitsweise abgefunden. „Musikalische Gestaltungsarbeit für den Film ist schwer und entsagungsvoll", sagten sie. Aber sie fanden Widerspruch. „Filmarbeit ist eine fröhliche Kunst und das Tempo und die Arbeitsweise sind mir gerade recht!" sagt Norbert Schultze. Damit zeichnet sich schon die Gedankenwelt einer zweiten, neuen Generation der Filmschaffenden ab, die die Welt der Technik in der Kunst nicht mehr zu erobern braucht, sondern die in sie natürlich hineingewachsen ist.

Der Braunschweiger Norbert Schultze, heute achtundzwanzigjährig, arbeitet an seinem ersten Spielfilm „Renate im Quartett". Im Ausgang und Mittelpunkt steht ein Streichquartett — Hausmusik — Schubert. „Also ein Feld für einen seriösen Komponisten", sagt er. Das hindert ihn durchaus nicht, eine groß angelegte, schwungvolle Varieteszene musikalisch reichhaltig auszugestalten und trotz seiner „seriösen" Haltung — mit Freude an der Sache.

Als Komponist ist Norbert Schultze im wesentlichen Autodidakt. Zwei Jahre Kapellmeisterstudium an der Hochschule für Musik in Köln vermittelten ihm die Sicherheit in der Führung des Dirigentenstabes unter Hermann Abendroths Anleitung. Dann in wenigen Jahren eine Fülle von Aufgaben, alle auf leichte und fröhliche Art gelöst: Ein halbes Jahr Tournee mit den „Vier Nachrichten", denen er für ihr Spiel „Hier irrt Goethe" die Musik schrieb, — Opernkapellmeister in Heidelberg und Darmstadt — zwei Jahre Tätigkeit als Aufnahmeleiter bei Telefunken, und dann — ein wahrhaftes Weihnachtsgeschenk für das deutsche Theater: sein Märchenspiel für große und kleine Leute: der „Schwarze Peter". Mit 500 Aufführungen und Zehntausenden von begeisterten Zuschauern dankt man ihm für das Spiel vom „Schwarzen Peter". Zu Weihnachten 1937 und 1938 folgten die Ballettpantomimen „Struwelpeter" und „Max und Moritz". Im Deutschen Rundfunk interessierte man sich in erster Linie beim Reichssender Hamburg für den jungen Komponisten und seine unbelasteten fröhlichen Partituren.

Der Weg zum Film führt den Komponisten über Werbefilme und Märchenfilme. Seine große Aufgabe: Musik zum ersten repräsentativen Film Nationalspaniens „Hermanos dessangre" (Blutsbrüder). Dieser Film spiegelt den heldischen und kameradschaftlichen Weg eines marokkanischen Bauern, der unter Francos Fahnen den Befreiungskrieg seines Landes erlebt. Anläßlich der großen Befreiungsfeiern Nationalspaniens wurde er in Madrid in diesen Tagen uraufgeführt.

Vorher wurde noch sein erster Spielfilm, der Tobis-Film: „Renate im Quartett" fertig. Und wie war die Zusammenarbeit mit dem jungen Regisseur Paul Verhoeven? „Glänzend", erklärt Schultze, „wir ergänzen uns vortrefflich. Ich bin dankbar für jede Anregung, mag sie auch noch so sehr ins einzelne gehen, wenn sie wie bei diesem Regisseur aus einer solchen Freude am Spiel in Ernst und Scherz stammt."

Dr. P.

Zakład graficzny i miejsce odbioru, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.